

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 62 (1917)
Heft: 11

Anhang: Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich : Organ des kantonalen Lehrervereins : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, 17. März 1917, No. 4

Autor: Böschenstein, F. / Fridöri, Heinrich / Wirz, Robert

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER PÄDAGOGISCHE BEOBACHTER

IM KANTON ZÜRICH

ORGAN DES KANTONALEN LEHRERVEREINS — BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG
ERSCHEINT MONATLICH EINMAL

11. JAHRGANG

No. 4.

17. MÄRZ 1917

INHALT: Die Wahlart der Lehrer. — Zur Geschichte. — Das ist der Krieg! — Verlag der Zürich. Kant. Sekundarlehrerkonferenz. — Zürcherischer Kantonaler Lehrerverein. — Rechnungsübersicht pro 1916.

Die Wahlart der Lehrer.

Von J. Böschstein.

I.

Während der Beratung des Gesetzes über die Wahlen und Abstimmungen im Kantonsrat postulierte Herr Wehrli die Abschaffung der Volkswahl der Lehrer in den Städten Zürich und Winterthur. Da sich im Rat sowohl in sachlicher als namentlich auch in formeller Hinsicht Widerstand erhob, wurde die Anregung in ein selbständiges Postulat umgewandelt und als solches mit grosser Mehrheit der Regierung zur Prüfung überwiesen. Die vereinzelter Lehrer im Rat waren auch in dieser Abstimmung meines Wissens unter den Ablehnenden.

Hätten wir das Schicksal des Wahlgesetzentwurfes vorausgesehen, so könnte uns die Annahme des ursprünglichen Antrages heute nur recht sein; denn mit jenem Entwurf wäre auch die Abschaffung der Volkswahl für einmal begraben. Die tatsächliche Abstimmung allerdings gibt uns grössere Klarheit über die wirkliche Situation, als wenn die Frage der Volkswahl mit dem Wahlgesetze verquickt worden wäre.

Diese Situation ist keineswegs erfreulich. Zu glauben, es hätte eine besonders grosse Zahl von Mitgliedern des Kantonsrates dem Postulate zugestimmt, nur um eine ungefährliche und unverbindliche Prüfung der Frage zu ermöglichen und dadurch einem hervorragenden Kollegen eine kleine Freude zu bereiten, wäre leichtfertig. Wenn die Mehrheit eines Parlamentes, das die Verfassung mit dem Grundsatz der Volkswahl zu hüten hat, einwilligt in die Prüfung der Beseitigung dieses Grundsatzes, so beweist das, dass dieser sehr gefährdet ist. Nach diesem Entscheide werden auch die Vorarbeiten für eine neue Regelung kaum lange auf sich warten lassen, und wir müssen uns auf die baldige Diskussion rüsten.

Allerdings ist die Änderung der Wahlart durch ein blosses Gesetz unmöglich, weil dem eine Verfassungsbestimmung im Wege steht. Die Aufnahme in die Verfassung zeigt deutlich, wie hoch einst die Volkswahl eingeschätzt worden ist. Sie war und ist heute noch eine Forderung des demokratischen Geistes.

In der Demokratie liegt die Staatsgewalt bei der Gesamtheit des Volkes; dessen breite Massen haben den Willen und die Macht, die öffentlichen Angelegenheiten nach ihren Lebensbedürfnissen zu regeln. Die Demokratie fiel nicht als Himmels Geschenk dem Volke in die Schoss und war nicht die unmittelbare Folge eines geistvoll ausgedachten Contrat social, sondern wurde im Laufe der historischen Entwicklung durch schwere Opfer errungen; demgemäss besteht sie auch nur, solange lebendige Kräfte sie stützen. Sind diese lebendigen Kräfte am Zerfall? Jedenfalls dürften wir die Bedeutung des Augenblickes nicht unterschätzen.

Die Durchführung demokratischer Grundsätze im Kanton Zürich konnte am allerwenigsten vor der Schule Halt machen. Die öffentliche Erziehung steht im engsten Zusammenhang mit den staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Sie hat das heranwachsende Geschlecht fähig zu machen zur Förderung des materiellen und moralischen

Gedeihens des Volkes und — in der Demokratie — zur Wahrung seiner Selbstbestimmung. Demokratie verlangt demokratische Erziehung und ihre demokratische Organisation; in strenger Folgerichtigkeit hat darum das Zürchervolk die Wahl der öffentlichen Erzieher und die Aufsicht über die Schule in die eigene Hand genommen.

Es ist gesagt worden, Neuerungen im Schulwesen hätten nicht die Demokratie, sondern das Bedürfnis zur Grundlage zu nehmen. Es ist aber wohl umgekehrt: das Bedürfnis ändert, weil es aus dem politischen und gesellschaftlichen Zustande fliesst. Wäre es möglich oder notwendig, das Bedürfnis der Demokratie feindlich gegenüberzustellen, so bedeutete das eine Aufgabe der letzteren.

Nun wissen wir wohl, dass es verschiedene Formen der Demokratie gibt. Aber das Ideal bleibt die möglichste Annäherung an die reine Ausgestaltung, und gerade dieses Ziel hat das Zürchervolk in seinen staatlichen Einrichtungen festgehalten. Ein halbes Jahrhundert Schuldemokratie liegt hinter uns; die Volksschule ist unter ihrem Sterne aufgeblüht. Die Wahlart der Lehrer hat dieser Entwicklung sicherlich nicht geschadet, wohl aber bildet sie einen wichtigen Teil der Schuldemokratie.

Vielleicht hält man uns entgegen, die Volkswahl der Lehrer sei kein Strebepfeiler des demokratischen Staatsgebäudes, sondern nur eine zierende Fiale oder ein Dachreiter. Warum aber sollen wir das stilgerechte Gebäude verderben, indem wir die zierliche Fiale oder den schlanken Dachreiter abtragen? Meine Empfindung ist allerdings nicht, wir hätten es mit einem unbedeutenden Zierstück zu tun. Die Volkswahl ist ein Stein im Fundamente unserer Schule, den man nicht ungestraft herausbricht. Ist er entfernt, so entsteht die Gefahr, dass ihm andere folgen.

Nun sind wir nicht Anhänger des Wortes: Vox populi, vox dei. Der Volksentscheid kann auch reaktionär, kann auch ungerecht sein. Aber noch viel weniger kann dem Republikaner das Wort gefallen: Vox regis, vox dei. Die Gerechtigkeit wird dadurch nicht gerettet, dass man ihren Schutz aus den Händen der Öffentlichkeit nimmt, um ihn wenigen Auserwählten anzuvertrauen. Der bleibende Wert der Demokratie liegt darin, dass sie allen dasselbe Schwert in die Hand gibt, mit dem sie gleichberechtigt im vollen Tageslichte kämpfen sollen. Wer weiss, ob wir nicht nach dem Kriege auch auf dem Gebiete der Schule Situationen haben werden, in denen uns die breite Standfläche der Volkswahl zustatten kommt? Die wärmsten Freunde der Demokratie rühmen ihr nach, dass sie einer zwar oft recht langsamen, aber dafür sicheren und erschütterungslosen Entwicklung Bahn schafft. Wir dürfen sie also nicht aufgeben, wenn dieser Ruhm wahr bleiben soll.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte.

Zuerst muss für die Bescheidenheit eine Lanze gebrochen werden, welche uns angesichts des blutigen Welttheaters befällt. Die neue Aufgabe der Schule, von der uns ein längerer Aufsatz spricht (November- und Dezembernummer) scheint uns wohl ehrwürdig, aber auch märchenhaft. Ge-

wiss hat der obligatorische Unterricht — um diesen nur handelt es sich vorderhand — seine Wirkungen auf den Lauf der Zeiten, und kein Lehrer kommt ohne den Stolz aus, mitzubauen am Turm einer schöneren Ewigkeit. Haben wir solchen Antrieb nicht mehr, so ist unsere Funktion eine Lüge. Aber sollte uns Hamlet umsonst sein Wort von der Schulweisheit — und von den übrigen Dingen auf Himmel und Erde zugerufen haben? Müssen wir nicht gestehen, dass es grössere Faktoren als meinetwegen noch so viele Schulstube gebe, welche den geschichtlichen Abläufen zugrunde liegen? Es scheint uns Überschätzung unserer Macht in dem Vorwurf zu liegen, unser Geschichtsunterricht habe durch falsche Akzentsetzung den heutigen Massenmord gefördert, habe der Friedensliebe zuwenig und dem Draufgehen zuviel Lektionen zuerkannt. Überhaupt, ganz allgemein gesagt: Wir sind doch viel mehr Echo als Rufer, und dürfen es ruhig unterlassen, uns heute in pädagogischen Gewissensqualen das Haar zu raufen. Will man schon die Erziehung der Massen als tonangebend für den Zeitgeist betrachten — wir tun es nur mit allem Vorbehalt — so klage man lieber andere Machthaber an, zum Beispiel die Tagespresse, welche wahllos vieles an die Köpfe wirft, das mit ganz anderm Rechte als «volkserzieherisch» (im weitesten Sinne) gelten darf. Offene Augen sehen jederzeit, dass die eigentliche Einstellung des Menschen nicht aus den Tagen der Schulbank rührt; eben im Augenblick, da er zu denken und Leidenschaft zu spüren beginnt, entzieht er sich uns, und wir haben das Nachsehen! Verantwortlich für das Gebaren der Völker sind wir also in viel kleinerem Masse, als man im genannten Aufsatz darstellen will. Soviel Selbsterkenntnis und Selbsttrost müssen wir aufbringen. Die Zeitungen und die kirchliche Unterweisung für die Mehrzahl des Volkes, höhere Schulen und Universitäten für die geistige und gesellschaftliche Elite — sie bedeuten in Wahrheit das, was man uns zusprechen will.

Gleichwohl lohnt es sich, auch die auf den Geschichtsunterricht zugeschnittene Frage kurz zu erörtern. Dabei muss die heikle Behauptung von G. Br. sachlich unerledigt bleiben, der Mensch sei, solange es Menschen gibt, zum Kriege erzogen worden. Mindestens ist auch das Gegenteil dieses Satzes wahr, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sich der Rechtsbegriff, vor allem unsere Stellung zur Selbsthilfe, im Lauf der Zeiten gewandelt hat. Es hiesse eine Geschichte der Ethik schreiben, wollten wir uns hierüber klar werden. Jedenfalls gilt soviel: So wenig man der Medizin einen Vorwurf im allgemeinen macht über die Tatsache, dass sie vieler Krankheiten noch nicht Herr geworden ist; so wenig man sie deswegen der Unfähigkeit anklagt, ebenso muss man es verwerfen, die Geistesgeschichte in der Art zu verdunkeln, wie unser Einsender es tut, und nicht einzugestehen, wie heiss der Kampf für ein geistiges Menschentum, also um den Ausschluss der rohen Gewalt, immer schon getobt hat. Aber bündige Entscheidungen hierüber lassen wir wie gesagt weg; die Historik der Philosophie und der Religionen belehren uns da besser.

Was nun die Geschichte betrifft, wie sie in unsern Schulen in Erscheinung tritt, dürfen wir vorerst folgendes nicht ausser acht lassen: Die Kritik an den geschichtlichen Lesestücken der Schulbücher wird bedeutend milder, wenn wir den Kompendien der Fachmänner unter diesem Gesichtspunkt nahe treten. Wir sehen dann, dass ihnen die Geschichte der Politik, also der Staatenwerdung, vor allem am Herzen liegt. Gestehen wir der Historie wissenschaftlichen Charakter zu, so müssen wir sie entweder mit all ihren Ergebnissen annehmen, oder aber als untauglich für unsere Zwecke verwerfen. Weltgeschichte ohne Kriegsgeschichte hat man noch nicht schreiben gelernt, und unsere Schulbücher können, sofern auch sie der Staatengeschichte dienen sollen, nicht anders als sich anschliessen. Auch hier gilt es also wieder, die Schule in Schutz zu nehmen; sie hat

sich dem Stand der Forschung angepasst; mehr kann sie kaum leisten. Der Geschichtsunterricht ist, nach seinem Material, nicht schlechter als die zugrundeliegende Wissenschaft. Dann also, wird man von drüben erwidern, fort mit derartiger Historik. Eine andere Geschichtswissenschaft wachse herauf, welche die bessern Taten vor uns entwickelt, nicht die des bösen Willens. Kulturgeschichte sei das Schlagwort. Die neuere, fein organisierte Historie kennt es nun auch. Sie trägt mehr als die ältere den tieferliegenden Strömungen Rechnung. Aber die Kriege deswegen wegzuleugnen, das lässt sie doch nicht zu. Sie gehören zum Weltbild, und es ist falsch, nur die sogenannte «Kultur» historisch wertvoll zu nennen. Es gibt weder besondere Kultur- noch politische Geschichte, sondern eine *einzige* Masse geschichtlicher Tatsachen mit gewissen ursächlichen Verknüpfungen. Darüber, und also auch über die Kriege, kommen wir nicht hinweg. Wer einigermaßen historisch denken lernen will, muss alles kennen, nicht nur die eine Hälfte, soll nicht das Geschichtsbuch zu einer halbweisen Biblia pauperum herabsinken. — Unser Einsender gibt nun das eigentlich zu, besonders im Hinblick auf die schweizerische Geschichte. Er erkennt, dass entscheidende Wendepunkte in unserer frühern Entwicklung durch Waffentaten markiert werden. Man kann sie also nicht verschweigen. Sehr schwer wird es dabei sein, sich nicht einer gewissen Verherrlichung der Kämpfe schuldig zu machen, wogegen Herr G. Br. so sehr wettet. Es wird uns kaum gelingen, für die Kraftstücke unserer Vorfahren nicht ein gewisses Staunen zu empfinden, sowenig wir *heute* verächtlich von den Kämpfern reden. Entscheiden wir uns: Ist uns die Entwicklung unseres Landes teuer, so können wir nicht anders, als allen ihren Phasen wahrheitsgetreu und mit Wärme zu folgen. Wenn nicht — dann mögen wir uns auf einen andern Weg besinnen, zu den Kindern über unsere Heimat und die anderer Menschen zu reden.

(Schluss folgt.)

Das ist der Krieg!

Von dem Gedanken ausgehend, es dürfte manchen Kollegen interessieren, etwas über einen Zivilinterniertenzug, wie sie Zürich fast täglich durchfahren, zu vernehmen, entschlossen wir uns zu den folgenden Ausführungen.

Es war an einem der letzten Januartage 1917. Grau in grau Himmel und Wetter und die Kälte um — 10°. Wir waren gegen 11 Uhr vormittags im Bahnhofe eingetroffen. Durch die Vermittlung eines befreundeten Offiziers waren wir in den Besitz eines Ausweisschildchens gekommen, und damit öffnete sich uns die Kette der Soldaten, die mit aufgepflanztem Bajonett die Zugänge zu den Perrons absperreten. Ein Zug mit französischen Zivilinternierten wurde von Schaffhausen her erwartet.

Eine bissige Bise blies durch die offene Halle; man zog die Kapuze oder den Mantelkragen über die Ohren und ging hastig hin und her.

«Um 11¹⁵ wird der Zug eintreffen, dann aber infolge Verspätung nur einen Aufenthalt von anderthalb Stunden machen können», erklärte ein Bahnbeamter.

Um die genannte Zeit fuhr der Zug in die Halle ein. Die Wagentüren öffnet sich und fremde Gesichter entsteigen den Coupés. Das Bild wird uns noch lange in Erinnerung bleiben: Armut und Elend, Elend und Armut. In kunterbuntem Zuge gingen an uns vorbei alte furchige Mütterchen mit tränengeröteten Augen, Greise, auf Stöcke gestützt, mühsam daher trotzend, Alte, mit weissen Stoppeln im Gesicht, ins Leere vor sich hinbrütend, Frauen im mittleren Alter mit einem Kleinen auf dem Arm und zweien an der Hand, in schäbiger Gewandung, zerschlagenem Schuhwerk, Knaben und Mädchen mit bleichen Wangen und verstörten Gesichtern.

Die meisten von dem Elendszuge waren offenbar unmittelbar von der täglichen Arbeit aus ihren Wohnungen und Werkstätten gerissen worden, mit Gewalt und ohne vorherige Anzeige; denn viele trugen noch die Holzschuhe, die sie vielleicht im Stalle getragen, andere waren in der Küchenschürze, ohne Hut, viele in Pantoffeln, ohne Kragen, kurz so gekleidet wie zu Hause mitten an der Arbeit.

Viele der Internierten stammten aus dem Sommegebiet, von wo sie nach Beginn der grossen Sommeschlacht im Juli 1916 aus ihren Dörfern schleunig auf weiter rückwärts gelegenes, aber immer noch französisches Gebiet evakuiert wurden. Dort blieben sie dann monatelang, bis sie durch Vermittlung des Schweizer Roten Kreuzes ausgewechselt wurden und über die Schweiz nach Frankreich zurückkehren durften. Nicht aber in ihre Heimatdörfer; denn diese sind von Feind und Freund in Grund und Boden geschossen, kein Stein steht mehr auf dem andern...

Wieder andere haben eine lange Leidenszeit hinter sich; schon gegen zwei Jahre haben sie gelebt in Zivilgefangenenlagern in Deutschland und alle Stadien von Heimweh, Langweile und moralischer Erniedrigung durchgekostet, bis endlich auch für sie die lange ersehnte Befreiungsstunde schlug.

473 Internierte, wovon 38 Kinder unter vier Jahren, lautete der Zugsrapport. Von mildtätigen Rotkreuzschwestern begleitet, begeben sich die Franzosen in das Bahnhofrestaurant 3. Klasse und in den anstossenden Wartsaal, wo an vielen langen Tischen ein Morgenessen bereitet ist für hunderte. Kaffee und Milch dampfen, Brot und Käse harren der hungrigen Fremden. Hilfsbereite Hände mühen sich um sie, überall wird eingeschenkt und zum Essen eingeladen. Wie sie sich's schmecken lassen, wie Jung und Alt dreinbeisst in das gute Brot!

Wir hatten uns vorgenommen, da und dort eine Frage zu stellen, um uns aus erster Quelle ein zutreffendes Bild über die Gedanken der Internierten zu schaffen.

«Sie sind gewiss glücklich, endlich bei uns in der Schweiz zu sein, nicht wahr?»

«O ja, o ja! Wir vermögen es kaum zu fassen. Endlich frei! Schon in Schaffhausen wurde uns ein warmer Empfang. O, die Freude, einmal keine deutschen Uniformen mehr zu sehen und aus tiefstem Herzen wieder ausrufen zu dürfen: „Vive la France!“ Man atmet wieder auf.»

«O dieses Brot, dieses herrliche weisse Brot,» meinte eine lebhaft Frau einmal übers andere. «Sie vermögen sich keinen Begriff zu machen von dem schrecklichen lehmartigen Schwarzbrot, das man uns in der Gefangenschaft vorsetzte. Es blieb einem in der Kehle stecken und verdarb uns den Magen. Wahr ist allerdings, dass die deutschen Soldaten besseres auch nicht hatten.»

Und nun biss sie mit ihren weissen Zähnen gierig in ein mächtiges Stück und verteilte Brötchen unter ihre Kinder. Seit zwei Tagen waren viele auf der Fahrt und der Hunger bohrte im Magen.

«Sie werden heute Abend noch über unsere Landesgrenze nach Frankreich kommen,» wandten wir uns an eine Gruppe älterer Männer, die gut gekleidet waren, offenbar eine gewisse Bildung besaßen und schon gute Tage erlebt hatten.

«Das wird für uns ein Fest sein. Niemand kann glauben, was wir in der Gefangenschaft erduldeten: Der Gedanke an die zerstörte Heimat, an die getrennten Familienglieder, an das zertretene Frankreich — aber niemand wird es bezwingen diesmal, seien Sie dessen versichert — an Not und Elend, dazu die Unternährung, es ist nicht zum Ausdenken.»

«Bekamen Sie in der Gefangenschaft auch Zeitungen zu Gesicht?»

«Nur deutsche. Fast niemand von uns konnte Deutsch; natürlich glaubten wir diese Siegesberichte nicht. Hie und da sickerten trotz aller deutscher Vorsichtsmassregeln doch

französische Kriegsnachrichten durch, und dann war Freude in unseren Hütten.»

«Würde es Ihnen Vergnügen machen, gleich jetzt eine französische Zeitung aus Paris, datiert von gestern, zu lesen?»

«Das ist ja ganz unmöglich! Wohl sind wir in der Schweiz, doch in der deutschen —».

«Ich werd's Ihnen beweisen, dass man bei uns französische Zeitungen haben kann. Man kauft und liest solche täglich und zwar viele.» Flugs eilte ich zur Bahnhofbuchhandlung, kaufte ein halbes Dutzend verschiedene französische Zeitungen und übergab sie den verblüfften Herren. Ihre Augen leuchteten, man sah deutlich ihre innere Erregung; als ein Geschenk aus einer andern Welt nahmen sie die Blätter zur Hand.

«O tausend Dank und tausend! Seit Monaten die erste Zeitung aus unserem lieben Vaterland, dem schönen Frankreich! Ist es zu fassen? — Nicht lesen, nein, *verschlingen* werden wir sie auf unserer Weiterfahrt zum Genfersee. Und aufbewahren für immer werden wir diese Blätter als teures Andenken an Zürich, da uns auf fremdem Boden bei der Heimkehr aus deutscher Gefangenschaft ein deutschsprechender Schweizer eine so freudige Überraschung bereitete.»

Vieler warteten nach dem Morgenessen noch anderes. In Gruppen wurden nun die Internierten hinübergeführt zum Landesmuseum. Dort ist ein barackenartiger, sehr geräumiger Holzanbau errichtet, in dem grosse Mengen Gaben mildtätiger Leute aus Stadt und Kanton aufgestapelt sind, die den bemitleidenswerten Fremden je nach Bedürfnis verabfolgt werden: Finken, Pantoffeln, Schuhe, Kappen, Hüte, Nastücher und Halsbinden, Jacken, Schürzen, Hosen, getragene Pelerinen, Mäntel, Überzieher.

«Ein schöner Teil davon wurde uns von der französischen Regierung zugesandt; schon hier sollen die Armen in dieser Form einen Gruss aus ihrem Vaterlande empfangen, ein Zeichen, dass man sie nicht vergessen habe,» erklärte uns eine Rotkreuzschwester, die nicht müde wurde, den dürftigen Franzosenkindern immer wieder Schuhe anzuprobieren oder Jäcklein anzupassen.

Niemand ging leer aus. Auch Esswaren wurden in kleinen Paketchen verteilt als willkommene Begleiter auf der langen Fahrt. Wie leuchteten die Augen des welschen Volkes, als es so viel Liebe und Erbarmen sehen und erleben durfte! War eine Gruppe von etwa dreissigen besorgt und jeder mit einem weissen, roten oder grünen Säcklein versehen, so wurde Abmarsch kommandiert und unter Leitung von Züricher Herren oder Damen, die natürlich alle geläufig französisch sprachen, die Gruppe wieder zum Bahnhof und in die Eisenbahnwagen geführt.

Jeder dieser letzteren war numeriert und trug weit sichtbar seine Karte. Auch die meisten der Internierten trugen auf der Brust Erkennungszettel mit dem Namen des Trägers und der Wagennummer, Kartons mit Buchstaben, hingemalt von ungelenker Hand.

Dem Zug entlang hin und her gehend, konnten wir Zeuge sein, wie dankbar die Franzosen für die empfangenen Gaben waren, und einmal übers andere hörten wir aus ihren Gesprächen heraus: «O diese lieben guten Schweizer! Wer hätte einen solchen Empfang zu hoffen gewagt? Und dazu von Deutschsprechenden! Unvergesslich. Wie wollen wir unsern Lieben in Frankreich davon erzählen!»

Trommelwirbel. Das Zeichen, dass die Abfahrtszeit gekommen. Die Wagen sind besetzt, die letzten Nachzügler haben ihre nummerierten Wagenabteilungen gefunden, aus den geöffneten Fenstern schauen hundert, und hundert Köpfe, sie winken mit Händen und Tüchern, und es war unter dem nicht enden wollenden Rufe: «Vive la Suisse!» dass der Zug sich kaum hörbar entfernte und mit seinem Elend im kalten Nebel verschwand.

Das ist der Krieg.

Heinrich Fridöri, Zürich.

